



Adolf Schandl

JAIL

BREAK

Nur nicht im Gefängnis sterben

Ein Tatsachenkrimi

PRO verbis | Roman

Vorwort

S. 9

Auf der Flucht
Freiheit oder Tod

S. 89

Ich bin's, der Präsident!
Das legendäre Intermezzo

S. 101

Verrat!
Im Untergrund statt „down under“

S. 149

Die Spirale dreht sich ...
Ist der Ruf einmal ruiniert ...

S. 183

Flashbacks
Streiflichter in die Vergangenheit

S. 229

Auf der schiefen Bahn
Wie alles begann

S. 247

... und dreht sich weiter
Bomben in der Karlsruher

S. 295

Nur nicht im Gefängnis sterben!
Der Weg durch die Instanzen

Meiner Tochter gewidmet:
Ich möchte mich hier bei dir in aller Form
dafür entschuldigen, dass ich nicht da war,
als du mich so dringend gebraucht hättest.
Erst heute kann ich ermessen,
was ich dir angetan habe.
Bitte verzeih mir!

Vorwort

Wenn alles so gekommen wäre, wie ich es wollte, dann würde es dieses Buch gar nicht geben. Dann wäre ich heute ein liebenswerter Pensionist, der den Herbst seines Lebens genießt und an dessen Vergangenheit gar kein Interesse besteht.

Aber bekannterweise kam es ganz anders. Auf den ersten Blick hatte ich ein abenteuerliches Leben, nur, die Wahrheit liegt wesentlich tiefer und hat viele Facetten.

Man hat mich als „Staatsfeind Nummer 1“ bezeichnet, was ganz sicher eine totale Fehleinschätzung ist. Wenn ich überhaupt einen Feind habe, dann sind es die kleinen und großen Dämonen in mir, die in kurzen Phasen meines Lebens die Oberhand gewannen, was dann für lange Zeit bittere Konsequenzen nach sich zog.

Ich bin ein Mensch, dem man viele Jahre lang seine Freiheit genommen hat, aber meinen Geist konnte niemand beeinflussen, keine Isolationshaft, keine Korrekturzelle ...

Die wahren Gründe hinter all meiner Verzweiflung interessierten niemanden, all die Missverständnisse und die Verbrechen, die darauf folgten.

Ich war immer nur als kaltblütiger Ausbrecher und Geiselnnehmer bekannt, als Schwerverbrecher ... Aber in Wahrheit war ich ein Verzweifelter, der ungerecht behandelt wurde – und darin liegt der Kern der Ereignisse.

Es liegt mir fern, mit diesem Buch eine Rechtfertigung für mein Handeln liefern zu wollen. Ich weiß, dass ich viel – nein, sehr viel – falsch gemacht habe, aber hinter all meinem Tun lag als Ursache das Gefühl, ungerecht behandelt worden zu sein. Und Ungerechtigkeit ertrage ich nicht, habe ich nie ertragen ...

Ich bitte Sie deshalb in aller Bescheidenheit, sich selbst eine Meinung zu bilden.

Mein allergrößter Wunsch ist, dass Sie nach der Lektüre dieses Buches meine Meinung teilen, dass die „Korrektion“ in Gefängnissen keine geeignete Maßnahme ist, um gestrauchelte Menschen wieder zu guten Mitgliedern der Gesellschaft zu machen. Dieser Weg ist der unpassende Ansatz, weil er bloß den Nährboden für Verzweiflung und Aggression bildet und andererseits kaum Ansätze für irgendeine „Korrektur“ mit sich bringt. Ganz im Gegenteil: Viele lernen erst im Gefängnis so richtig jene Verhaltensweisen, die unserer Gesellschaft schaden. Dann kommt oft aufgrund der erst auf diesem Nährboden entstandenen Gesinnung eine neuerliche Haft, dann wird wieder dazugelernt und die Spirale dreht sich weiter ...

Ich bitte Sie, mich nicht falsch zu verstehen: Jede Straftat an der Gesellschaft muss Konsequenzen haben. Nur, wie diese beschaffen sein sollen, dass sie die Gestrauchelten auch wieder aufrichten, darüber sollte man sich Gedanken machen.

Menschen einfach nur wegzusperren, schafft tickende Zeitbomben.

Ich war eine davon ...

20. Februar 2014

Alle Angaben im Buch sind erinnerlich der Wahrheit entsprechend. Bei der literarischen Umsetzung wurde versucht, weder zu dramatisieren, noch zu verharmlosen.

Auf der Flucht
Freiheit oder Tod

Spätestens jetzt war es klar: Fred war nicht der geübte Autofahrer, der er vorgegeben hatte zu sein. Völlig entnervt hatte er schon einige Male versucht, den sperrigen Bus auf der schmalen Straße zu wenden. Schweißperlen standen auf seiner Stirn und seine Bewegungen wurden immer fahriger. Nervös riss er erneut den Schaltknüppel nach hinten, dass die Zahnräder des Getriebes nur so krachten.

„Einen schönen Gruß von der Kupplung“, murmelte er. Mit der – zumindest seiner Meinung nach – amüsanten Bemerkung wollte er davon ablenken, wie peinlich ihm sein Versagen gerade jetzt war. Und während er glaubte, die Situation wieder im Griff zu haben, und den Wagen zurücksetzte, hörten wir es am Heck knirschen. In der Hektik hatte Fred nicht in den Spiegel gesehen und wäre beinahe in den Graben gefahren. Das Heck unseres Fluchtfahrzeugs stand schon tief in einem Busch und die Äste kratzten am Lack.

„Bitte konzentrier dich. Wir brauchen den Wagen noch.“

Fred nickte und bemühte sich.

Als er es endlich geschafft hatte, den Bus zu reversieren, blendete er die Scheinwerfer wieder auf, die er vorsichtshalber abgeschaltet hatte, als wir auf die Nebenstraße abgebo-gen waren. Und da sahen wir sie: Zwei Gendarmeriefahrzeuge versperren die Ausfahrt zurück auf die Bundesstraße und einige Beamte, die mit Maschinenpistolen bewaffnet waren, hatten ihre Fahrzeuge verlassen und näherten sich uns vorsichtig. Sie mussten unser Manöver mitbekommen haben.

Ich sah zuerst dem Richter und dann Major Howanietz direkt in die Augen und sagte so entschlossen wie möglich: „Das war’s dann, meine Herren! Wie Sie wissen, haben wir das nie beabsichtigt, aber jetzt kommt es zum blutigen Ende.“

Ich hielt die Pistole an die Schläfe des Richters und entschuldigte mich bei ihm: „Es tut mir leid, aber nun ist es vorbei. Zuerst Sie, dann ich.“

Der Richter war aschfahl im Gesicht und wirkte wie versteinert, während die Polizisten von vorne langsam auf uns zu kamen, ganz ohne jede Deckung. Offensichtlich waren sie sich ihrer Sache sehr sicher oder sie bedachten einfach die möglichen Konsequenzen ihres Handelns nicht.

„Kapierten die nicht, dass wir es ernst meinen?! Die sind doch zum Scheißen zu blöd!“, brüllte Fred, dessen Nerven blank lagen. „Ich werde sie über den Haufen fahren.“

„Nein, das ist sinnlos“, antwortete ich, „die Autos sind so abgestellt, dass wir nicht hinaus können. Jetzt wird es ernst.“

„Bitte lassen Sie mich die Angelegenheit regeln“, meldete sich der ansonsten wortkarge Major zu Wort. „Ich habe versprochen, die Sache nicht eskalieren zu lassen, und das mache ich jetzt.“

Ich öffnete ein Fenster des Gefangenentransporters. Kalte, frische Waldluft strömte herein. Draußen war es ruhig. Die Polizisten waren stehengeblieben, als sie bemerkten, dass sich bei uns etwas bewegte.

Die Hände mit Handschellen gefesselt streckte der bullige Mann den Kopf in die Nacht hinaus und schrie, so laut er konnte, mit sich fast überschlagender Stimme: „Seid ihr wahnsinnig? Wollt ihr hier ein Blutbad verursachen? Ich bin euer Vorgesetzter, Major Howanietz, und ich gebe euch den Befehl, sofort zu verschwinden. Macht den Weg frei! Die meinen es ernst!“

Die Gendarmen traten zusammen und nach kurzer Beratung zogen sie sich tatsächlich zurück. Sie gingen zu den Einsatzfahrzeugen, stiegen ein und fuhren im Retourgang an den Straßenrand, sodass die Ausfahrt für uns frei wurde.

Aufatmen im Fluchtfahrzeug. Gemächlich lenkte Fred den Bus zwischen den Gendarmeriefahrzeugen hindurch wieder auf die Bundesstraße und wir fuhren weiter in Richtung Wien.

„Herzlichen Dank“, sagte ich zum Major und deutete eine Verbeugung an.

„Gern geschehen“, murmelte dieser souverän und es huschte sogar ein kurzes Lächeln über seine Lippen.

*

Unser Ausbruch aus dem damals sichersten Gefängnis Österreichs, der Haftanstalt in Stein an der Donau, war erst ein paar Stunden her, aber mir kam es wie eine Ewigkeit vor. Wobei, noch waren wir nicht wirklich frei, noch waren wir auf der Flucht, in einem VW-Bus der Justizwache, mit zwei Geiseln, die unser Ticket in die Freiheit sein sollten. Aber da muss ich, glaube ich, früher ansetzen.

Die Justizanstalt Stein a. d. Donau, wo ich meine Strafe absitzen sollte, war – nach dem „Grauen Haus“, dem Landesgericht in Wien, in dem mehr als tausend Insassen ihr Schicksal erwarten – die zweitgrößte Justizanstalt Österreichs, als Strafvollzugsanstalt war und ist sie bis heute die größte Haftanstalt der Alpenrepublik.

In Stein, von uns Häftlingen nur der „Felsen“ genannt, werden nur männliche Strafgefangene untergebracht, die zu einer Haft von über eineinhalb Jahren bis zu lebenslang verurteilt wurden. Konzipiert war das Gefängnis, ein ehemaliges Redemptoristinnenkloster, das 1850 von der Justiz angekauft und dann als „k.k. Zellengefängnis“ adaptiert wurde, für rund 800 Häftlinge, doch die Anzahl der

Menschen, die dort zwangsweise untergebracht sind, übersteigt diese Zahl meistens. Zusätzlich zu den „normalen“ Häftlingen sind in Stein nämlich auch unzurechnungsfähige, geistig abnorme Rechtsbrecher untergebracht, Männer, die wegen ihrer Gefährlichkeit für die Allgemeinheit oder aufgrund des Strafausmaßes nicht in anderen Justizanstalten inhaftierbar sind, also besonders gesichert verwahrt werden müssen.

Heute fast vergessen sind die tragischen Ereignisse, die sich im Zusammenhang mit der Haftanstalt Stein im April 1945, also kurz vor Ende des Zweiten Weltkrieges, ereigneten: Als die Rote Armee näher rückte, entschloss sich der damalige, humanistisch gesinnte Anstaltsleiter, alle Häftlinge, die nicht als „gemeingefährlich“ eingestuft waren, freizulassen. Einige Justizwachebeamte meldeten das eigenmächtige Vorgehen ihres Kommandanten der NSDAP. Die Nazis schritten sofort ein, versperrten sämtliche Ausgänge und erschossen alle noch in der Anstalt befindlichen Häftlinge, aber auch den Anstaltsleiter und einige seiner loyalen Mitarbeiter. Was dann geschah, ging als „Kremser Hasenjagd“ in die Geschichte ein: Die Nationalsozialisten schwärmten aus und erschossen in der Umgebung von Stein und der Außenanstalt Hadersdorf alle bereits freigelassenen Männer, deren sie habhaft werden konnten. Es gab weit mehr als 400 Todesopfer.

Trotz des berühmt-berüchtigten Rufs dieser Anstalt empfand ich keine Hoffnungslosigkeit, als ich wegen der Delikte, die ich in den Jahren zuvor begangen hatte, verurteilt und nach 10 Monaten Untersuchungshaft in Wien nach Stein verlegt wurde. Das kam erst später. Der Gedanke allerdings, jetzt überhaupt gesiebte Luft atmen zu müssen,

war für mich unerträglich. Hätte ich damals gewusst, wie viele Jahre es insgesamt in meinem Leben werden würden, hätte ich mich wohl eher mit Selbstmordgedanken als mit Fluchtplänen befasst.

Aber was hatte mich überhaupt in diese Situation gebracht? In Kürze: 1968 war ich mit meiner Freundin Alexandra nach einem Einbruch verhaftet worden. Bei den Verhören hatte ich den Großteil der Schuld auf mich genommen, sodass sie schon nach 48 Stunden wieder nach Hause gehen konnte, während ich ins Landesgericht in Untersuchungshaft überstellt wurde, wo ich meinen Prozess abzuwarten hatte. Anfangs war mich Alexandra noch einige Male besuchen gekommen, doch bereits nach wenigen Wochen hatte sie sich verabschiedet und über Umwege hörte ich davon, dass sie nun auf den Strich ging und als Animierdame in einem Club arbeitete. Zuletzt hatte ich sie 1969 schließlich bei unserer Verhandlung gesehen, wo sie mit fünfzehn Monaten bedingter Haft davonkam, ich aber zu drei Jahren unbedingt verurteilt worden war.

Dieses meines Erachtens für einen Erstmaligen – ich war ja bis dahin unbescholten gewesen – sehr hohe Strafausmaß führte dazu, dass ich meine weitere Strafe in Stein, dem damals berüchtigsten Gefängnis Österreichs, absitzen sollte und schon kurz nach meiner Verurteilung dorthin überstellt wurde.

Schon nach wenigen Wochen „auf dem Felsen“, wo ich auf der Erstmaligen-Station untergebracht worden war, ergab sich aber eine Verbesserung meiner Situation: Alle zwei bis drei Monate wurden nämlich Häftlinge ausgesucht, die in die Außenstelle Oberfucha verlegt wurden. Dort waren die Zellen bequemer und die Gitter an den Fenstern erweckten im Vergleich mit den massiven Sicherheitsvorrichtungen

in Stein den Eindruck von Ziergittern. In Oberfucha saßen ständig so um die fünfzig „besserungsfähige“ Inhaftierte ein. Ich kam also dorthin und nach einiger Zeit – es war kurz vor Weihnachten 1969 – fragte man mich, ob ich in einer anderen Außenstelle der Justizanstalt Stein in der Landwirtschaft arbeiten wollte. Na gut, warum nicht? Ich willigte ein und übersiedelte ein weiteres Mal. Die Außenstelle Meidling lag in einem schlossähnlichen Gebäude abseits der dichten Verbauung am Fuße des Göttweigers und beherbergte rund zehn Häftlinge, die dort im Rahmen des gelockerten Vollzugs in der Landwirtschaft arbeiteten. Ich wurde der Schweinezucht zugeteilt, wo die Tiere großgezogen wurden, bis sie in der gefängniseigenen Schlachtereierie getötet werden konnten, um das große Gefängnis in Stein mit Frischfleisch zu versorgen.

Da nur ein einzelner Wachebeamter in dieses locker organisierte „Gefangenenlager“ abkommandiert war, war das Leben dort vergleichsweise gemütlich und zwischen Aufseher und Gefangenen herrschte ein den Umständen entsprechend gutes Verhältnis. Die Sicherheitsmaßnahmen waren so locker, dass nachts sogar einer von uns bequem über die Mauer klettern und beim Greißler alkoholische Getränke, Zigaretten und dergleichen besorgen konnte – wenn wir Geld hatten. Im Ort gab es auch einen Postkasten. Der bot eine ideale Möglichkeit, problemlos mit der Außenwelt Kontakt aufzunehmen. So stand ich in Kontakt mit einem Freund, der um die Weihnachtszeit entlassen worden war. Ich hatte seine Adresse und Telefonnummer für die Zeit nach meiner Entlassung.

Eines Tages, ich hatte schon den Großteil meiner Strafe abgesessen, trugen mir andere Gefangenen sehr beunruhigende

Geschichten zu. Meine – mittlerweile schon seit längerer Zeit ehemalige – Freundin betreute nicht nur ältere Herren mit Sonderwünschen, sondern sollte angeblich bei dieser beruflichen Betätigung herumposaunt haben, dass sie mit mir gemeinsam neben den Einbrüchen, für die wir verurteilt worden waren, auch Banküberfälle und einen Raub unternommen hatte. So war es nur eine Frage der Zeit, bis unsere noch unbekannteren Aktionen auf verschlungenen Wegen in die Gehörgänge der Exekutive gelangten.

Mich erfasste Panik. Im Moment handelte es sich zwar nur um ein Gerücht, aber ein Körnchen Wahrheit lag sicher darin. Wie auch immer, ich sah mich gezwungen, zu reagieren. Ich redete mir ein, dass ich schnellstens von hier verschwinden musste, um dem schwachsinnigen Treiben meiner Ex ein Ende zu machen, bevor sie uns um Kopf und Kragen plauderte.

Bei der nächsten Gelegenheit steckte ich mir eines der Küchenmesser ein und stapfte einfach durch den Schnee davon. Bekleidet mit der blauen Montur, die wir Gefängnis-Arbeiter tragen mussten, marschierte ich in Richtung des etwa 15 km entfernten St. Pölten. Bei der erstbesten Telefonzelle, die ich am Stadtrand erreichte, warf ich Münzen ein und rief meinen entlassenen Freund an. Ich gab den Namen eines Gasthauses an, in dem er mich abholen sollte. Mein Kumpel versicherte mir, dass er mich dort in zwei bis höchstens drei Stunden abholen würde.

„Bitte komm so schnell wie möglich, bei mir brennt der Hut!“, sagte ich noch zum Abschluss des Telefonats.

Da auch die Bauern der Umgebung alle Arbeitsoveralls trugen, fiel ich in der beinahe leeren Gaststätte niemandem sonderlich auf und so wartete ich, und wartete, und wartete

...